

Die Zukunft der Künstlichen Intelligenz – und die des Menschen¹

Bernhard Koch

Sehr geehrter Herr Weihbischof Dr. Würzt,
lieber Herr Dekan Prof. Prostmeier,
sehr verehrte Damen und Herren,

als erstes möchte ich mich natürlich ganz herzlich bedanken, dass Sie mir die Gelegenheit geben, zu diesem schönen Anlass einen kleinen Vortrag beizusteuern. Zum Thema der Künstlichen Intelligenz kann man aus ethischer Sicht viele Dinge anmerken, vor allem die problematischen Fragen der Risiken oder der Handlungsurheberschaft oder der virtuellen Realitäten mit ihren Schwierigkeiten von Wirklichkeit und Täuschung. Mein Schwerpunkt ist hier ein anderer und in den Debatten eher randständiger. Die einfache These, die ich hier aufstelle und die Sie vielleicht überrascht (ich hoffe, Sie fühlen sich nicht in die Irre geführt) lautet: Künstliche Intelligenz (KI) hat keine Zukunft. – Diese These wirkt etwas eigenartig und weltfremd, denn wir lesen ja in den Zeitungen und hören in Radio und Fernsehen immer wieder die gleiche Botschaft: Wir sind dabei die Digitalisierung zu verschlafen, die rasanten Entwicklungen auf dem Gebiet der Künstlichen Intelligenz zu übersehen, zu spät zu kommen, uns selbst und unsere Kinder nicht rechtzeitig darauf vorbereitet zu haben usw. Davon mag vieles richtig sein. Dass die Entwicklungen auf dem Gebiet der KI sehr viel Bildung erforderlich machen – und damit meine ich Bildung im umfassenden Sinn, nicht nur Ausbildung im Sinne des Weitergebens von technischen Fertigkeiten –, das scheint mir sogar unzweifelhaft richtig zu sein. Um uns als Menschen menschlich in dieser hochtechnisierten Umgebung bewahren zu können, benötigen wir Bildung und Charakterstärke. Das merke ich an mir selbst: Ein Buch an einem Schreibtisch zu lesen, an dem auch ein mit dem Internet verbundener Computer steht, ist eine Herausforderung. [Man könnte schnell nachschauen, wie es im Fußballspiel gerade steht, ob man eine wichtige politische Nachricht oder eine persönliche Mail verpasst hat oder ob die Börsenkurse steigen. Vielleicht gibt es aber auch bei zalando oder amazon etwas günstig (oder vermeintlich günstig) einzukaufen, könnte man ein Onlinespiel spielen usw. usw.] Wir sind heute von einer solchen Unmenge medial vermittelter Eindrücke und digitaler Verführungen umgeben, dass es uns geht wie dem Fischer in Goethes gleichnamiger Ballade. Die letzte Strophe kennen Sie vielleicht:

¹ Festvortrag auf der Graduierungsfeier der Theologischen Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg am 7. Februar 2020.

„Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Netz' ihm den nackten Fuß;
Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll
Wie bei der Liebsten Gruß.
Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm;
Da war's um ihn geschehn;
Halb zog sie ihn, halb sank er hin
Und ward nicht mehr gesehn.“

„Und ward nicht mehr gesehen.“ – Der Mensch, der sich in diese Techniken hineinbegibt, versinkt in ihren Untiefen. Das ist die Zukunft, die manche Futurologen für die Menschheit als ganze vorhersehen. Insbesondere die Entwicklungen im Bereich der Künstlichen Intelligenz² könnten, so meinen Autoren wie Nick Bostrom, einen Punkt erreichen, den man als „technologische Singularität“ bezeichnet und an dem die Künstliche Intelligenz die menschliche übertrifft. Ray Kurzweil hat – aber das ist schon 20 Jahre her – dieses Datum auf 2030 terminiert. Wahrscheinlich hält sich diese Prognose nicht, aber auf hundert Jahre früher oder später kommt es ja wohl nicht an. Die Superintelligenz, die dann die menschliche Intelligenz übertrifft und das Ruder übernimmt, hat gewisse Vorteile: Die Schwächen der menschlichen Intelligenz scheinen ja unübersehbar zu sein. Nicht einmal einen ordentlichen Klimaschutz bekommen wir weltweit organisiert. Für die Superintelligenz ist das dann kein Problem mehr, denn sie kommt nicht in einer Mehrzahl daher, sondern nur als die *eine* Superintelligenz, und sie entwickelt sich selbst weiter – und dies auf intelligente Weise. (Auch AlphaGo Zero hat ja durch Spiele gegen sich selbst das Go-Spiel auf sein unübertroffenes Niveau gebracht.³) Menschliche Intelligenz beschreibt dann nur noch ein bestimmtes evolutionäres Stadium in einer weit größeren, kosmischen Intelligenzentwicklung. Ob die Superintelligenz die Menschen dann gewissermaßen aus Artenschutzgründen weiterexistieren lässt, können wir weder vorhersagen noch entscheiden. KI *hat* nicht nur eine Zukunft, sondern *ist* die Zukunft, sagen diese Erzählungen. Wie kann ich da das glatte Gegenteil behaupten?

Es ist, glaube ich, hilfreich zu versuchen, einen Schritt zurückzutreten. Was heißt denn „Künstliche Intelligenz“? Was heißt das denn: „eine Zukunft haben“? Die erste Frage ist schon sehr schwer zu beantworten, weil wir gar nicht richtig wissen, was Intelligenz bedeutet – jedenfalls wissen wir es dann nicht, wenn wir sie auf den Begriff bringen, also definieren sollen. Im Alltag erkennen wir schon Intelligenzunterschiede, aber woran machen die sich genau fest? Lassen wir das einmal beiseite und machen es uns einfach, indem wir sagen: Der Ausdruck „Künstliche Intelligenz“ beschreibt Technologien, die es

2 Der Begriff der „Künstlichen Intelligenz“ ist zwar selbst nicht eindeutig definiert, aber er ist auf jeden Fall enger als der Begriff der „Digitalisierung“.

3 <https://www.sueddeutsche.de/digital/kuenstliche-intelligenz-champion-aus-dem-nichts-1.3713570> [9.2.2020].

Maschinen (das können Roboter, aber auch Softwaremaschinen sein) ermöglichen, möglichst selbstständig, von menschlichen Bedienern unabhängig und in diesem Sinne „autonom“ zu sein. Dann bleibt immer noch die zweite Frage: Was heißt „eine Zukunft haben“? In welcher Weise haben wir als Menschen die Zukunft? Mir scheint, dass es sich lohnt, wenn wir uns hier gerade solche anthropologischen – also das Menschenbild betreffende – Fragen vergegenwärtigen, weil sie uns davor schützen können, die Künstliche Intelligenz allzu schnell als eine Reproduktion menschlicher Intelligenz, nur mit größerer Leistungsfähigkeit, anzusehen.

Als Menschen sind wir in ganz wesentlicher Weise *zeitliche* Geschöpfe. Zeit begleitet unser gesamtes Wahrnehmen und Handeln, aber wir machen sie uns relativ selten ausdrücklich bewusst. Ich möchte das etwas knapp an einem Beispiel zeigen, das von Edmund Husserl – einem der berühmtesten Denker dieser Universität – stammt (Husserl selbst greift dabei auf Reflexionen von Augustinus in dessen „Bekanntnissen“ zurück): Das Hören einer Melodie.⁴ „Eine Melodie ist ein zeitlich erstrecktes Klang-Ereignis.“⁵ Wenn wir eine Melodie hören, dann hören wir nicht separate Klangpunkte, die ja als Punkte genau besehen überhaupt keine Ausdehnung hätten, sondern wir hören immer etwas, das über den Augenblick, also über die Gegenwart, hinausgeht. Jeder Klangpunkt innerhalb einer Melodie gewinnt seine Eigenart erst durch die Töne, die wir bereits vernommen haben, und auch durch diejenigen, die wir vorwegnehmen. (Und auch durch Momente der Stille, wie wir z. B. sie von der Musik Arvo Pärts kennen.) Dabei ist es nicht so, dass wir uns beim Hören eines Tones an die vorhergehenden Töne gewissermaßen erinnern würden, so wie wir uns vergangener Ereignisse erinnern. Sondern der verklungene Ton ist – kurios, wenn man einmal darüber nachdenkt – eben noch präsent. Ähnlich ist es mit dem Ausgriff auf die künftigen Töne: Es ist nicht so, dass wir uns im Hören schon Töne vergegenwärtigen, die da kommen könnten, so wie wir künftige Ereignisse erwarten und uns jetzt schon vergegenwärtigen, sondern es handelt sich um ein eigenes Hinorientiertsein auf das, was da kommt. Husserl hat für diese Vollzüge, die uns meistens unbewusst bleiben, eigene Ausdrücke geprägt: *retentio*, *protentio*, *attentio*, die das aktuell Erklingende anzielt, und *intentio*. Letztere richtet sich auf die Melodie als Ganze. Gerd Haeffner schreibt: „Im Hinblick auf die Intention, das Ganze in seinen Teilen präsent zu machen und so wahr-zu-nehmen, spannt sich die Seele hörend-bewahrend-erwartend aus in die ‚gleichzeitige‘ Ungleichzeitigkeit der drei Dimensionen des Zukünftigen, des Gegenwärtigen und des Vergangenen.“⁶ Wenn wir die Melodie als solche hören, dann denken wir nicht an die physikalische Zeit, die von Uhren gemessen und von Kalendern festgehalten wird, obwohl natürlich in einer bestimmten Hinsicht auch die Melodie an

4 Meine Ausführungen hier gehen wiederum zurück auf die Darstellung in Gerd Haeffner (2005⁴), *Philosophische Anthropologie*, Stuttgart, S. 114f.

5 Haeffner (2005⁴), S. 114.

6 Haeffner (2005⁴), S. 115.

diese äußere Zeit gebunden ist. – In einer bestimmten Hinsicht eben, aber es ist ein falscher Reduktionismus, uns auf eine Hinsicht zu beschränken.

Nun konnte man vor einigen Wochen lesen, dass ein Team von Musikwissenschaftlern und Computerexperten um den Pianisten Robert Levin daran arbeitet, durch eine Künstliche Intelligenz Beethovens zehnte Symphonie, die unvollendet geblieben ist und von dessen erstem Satz es nur einige Fragmente gibt, fertigstellen zu lassen.⁷ KI hat in den letzten Jahren durch das Verfahren neuronaler Netze – was auch manchmal als Maschinenlernen oder „deep learning“ bezeichnet wird – enorme Fortschritte gemacht, die man nicht bestreiten kann. (Neuronale Netze bedeuten, dass die Computeralgorithmen sich bei neuer Datenlage selber verändern. Wenn Sie ein Kochrezept als basalen Algorithmus nehmen, dann würde sich das Rezept anpassen, wenn Sie als derjenige, der das Gericht isst, hinterher ein Feedback geben, z. B. „Ingwer mag ich nicht.“ Dann bleibt der Ingwer das nächste Mal außen vor.) Die Gesichtserkennung ist mittlerweile so weit fortgeschritten, dass sie beispielsweise in China die Einführung eines sozialen Bonuspunktesystems ermöglicht, das sozialkonformes Verhalten belohnt und destruktives Verhalten bestraft.⁸ Maschinenlesbare Reisepässe in Verbindung mit Gesichtserkennungsverfahren haben an vielen internationalen Flughäfen dafür gesorgt, dass man einerseits schneller einreisen kann, dass aber auch ein Teil der Grenzpolizisten überflüssig geworden ist. Die Mustererkennung ist derzeit das ganz große „asset“, also der Aktivposten oder Vermögenswert, der Künstlichen Intelligenz. Und dennoch zeigt sich gerade am Beispiel des menschlichen Vernehmens einer Melodie, wie Mustererkennung das, worauf es beim Hören von Musik ankommt, verfehlt. Eine KI *hört* eben keine Melodie, sondern zeichnet nur Klangpunkte auf, vergleicht sie, stellt Muster fest und schreibt bei Befehl entsprechend der Muster weiter. Das kann natürlich so weit gehen, dass wir uns als menschliche Hörer täuschen lassen und auch eine solchermaßen technisch entstandene Melodie für das Werk eines Menschen halten.

Der Punkt, auf den ich hinaus will, ist, dass hier ein qualitativ völlig anderer Vollzug des Menschen vorliegt als eine Maschine ihn bei noch so viel Künstlicher Intelligenz leisten kann. – Aber wir sind heute von Ideologien umgeben, die uns nahelegen, dass wir uns als Menschen gewissermaßen analog zu Maschinen verstehen können oder sogar sollten. Das führt zu einem beträchtlichen Vergessen oder Ausblenden unserer Zeitlichkeit – sei es als individuelle Wesen, sei es als soziale.

7 https://www.morgenweb.de/mannheimer-morgen_artikel,-kultur-beethovens-computer-sinfonie-arid,1586430.html [9.2.2020]

8 In der Bekämpfung der weiteren Verbreitung des Coronavirus scheint das ja auch gewisse günstige Folgen zu haben, aber zu welchem Preis? Vgl. <https://www.tagesschau.de/faktenfinder/ausland/china-drohne-corona-105.html> [9.2.2020]; auch das Projekt Baltimore CityWatch findet ja durchaus Akzeptanz in der Bevölkerung (vgl. Christoph Bartneck; Christoph Lütge; Alan Wagner; Seal Welsh (2019), *Ethik in KI und Robotik*, München, S. 100).

Ich möchte hier nur einige Überlegungen zum sozialen Aspekt vorstellen. Sie sind inspiriert von den neuesten Arbeiten des amerikanischen Philosophen Samuel Scheffler. Er hat einige – wie ich finde – hochinteressante Anfragen an unser gegenwärtiges ethisches und politisches Denken gestellt, die – obwohl er selbst diese Verbindungslinien nicht zieht – auch etwas mit dem Thema der Künstlichen Intelligenz und deren echter oder vermeintlicher Reichweite zu tun haben. Denn auch unser ethisches und politisches Denken ist in gewisser Weise heute vielfach zeitlos geworden, auch geschichtslos. Das übersehen aber die fundamentale Zeitlichkeit, die – zumindest als Horizont – all unser Handeln und Entscheiden begleitet. Schefflers Uehiro-Lectures von 2016 in Oxford beginnen mit der – wie mir scheint – gerade für die Theologie so spannenden Frage, weshalb wir zwar unsere mitmenschliche Verbundenheit räumlich immer universalistischer verstehen, also einen immer kosmopolitischen Standpunkt einnehmen, wir uns aber in zeitlicher Hinsicht immer mehr von früheren Generationen abgrenzen und in diesem Sinne immer partikularistischer werden. Die Existenz von Menschen auf ganz anderen Erdteilen empfinden wir heute vielfach als normativ bedeutsam auch für unser Leben, die Existenz unserer Vorfahren und früherer Generationen scheint uns dagegen nicht normativ binden zu können. In der Migrationsdebatte kann man oft hören, dass es doch ein enormer Zufall und daher eine gewaltige Ungerechtigkeit sei, dass wir selbst gerade in Mitteleuropa ein Leben in Wohlstand führen könnten, während andernorts gleichzeitig das Elend herrsche. Die Philosophin Martha Nussbaum schreibt in ihrem neuen Buch zum Kosmopolitismus, das in diesen Tagen auch auf Deutsch erscheint: „The accident of being born in one country rather than another pervasively shapes the life chances of every child who is born.“⁹

Der Gedanke ist gut nachvollziehbar und normativ bedeutsam. Es wird aber weniger oft herausgestellt, dass es ein ähnlicher „accident“, also Zufall ist, dass wir gerade im 21. Jahrhundert leben dürfen, während Generationen vor uns im Elend des 16. oder 17. Jahrhunderts ums tägliche Überleben kämpfen mussten. Natürlich hat dies zunächst einmal damit zu tun, dass wir an der zeitlichen Situation nichts ändern können, während wir uns im Blick auf die räumliche Situation Handlungsmacht zuschreiben. Es wäre sicherlich auch wichtig, den Wohlstandsbegriff zu problematisieren: Ist es so eindeutig, dass es uns heute „besser“ geht als anderen Menschen in ärmeren Weltgegenden oder zu anderen Zeiten? In bestimmter Hinsicht gewiss, aber sind das alle relevanten Hinsichten?

Diese spannenden Fragen müssen wir hier etwas beiseitelegen und uns auf andere Aspekte konzentrieren: In Religionen ist das Bewusstsein einer fundamentalen diachronen Verbindung von Menschen noch am ehesten lebendig. In den *Intercessiones* des Hochgebets werden die verstorbenen Brüder und Schwestern und „alle, die in seiner [in Gottes]

9 Martha C. Nussbaum (2019), *The Cosmopolitan Tradition. A Noble but Flawed Ideal*, Cambridge; Mass., S. 6. Mittlerweile ist die deutsche Ausgabe verfügbar: Martha Nussbaum (2020), *Kosmopolitismus. Revision eines Ideals*, Darmstadt, das Zitat findet sich auf S. 12.

Gnade aus dieser Welt geschieden sind“ miteinbezogen. Wir feiern das Fest Allerheiligen und gehen an Allerseelen vielfach noch an die Gräber unserer Familien. Offenbarungsreligionen beruhen in einer besonders dezidierten Weise auf Tradition. Nicht jeder macht ja *die* ursprüngliche Erfahrung, die die jeweilige Religion trägt und von der sie durchwirkt ist, wie die Erfahrung des auferstandenen Jesus im Christentum. (Womit ich nicht sagen will, dass wir nicht ebenfalls ursprüngliche religiöse Erfahrungen machen.)

Was ich sagen will, ist: Nur wir Menschen können Traditionen würdigen – kein technisches Produkt mit noch so viel künstlicher Intelligenz kann das. Denn in einer bestimmten Hinsicht ist es mit ihr ja wie mit dem Hören der Melodie: Tradition bedeutet nicht einfach die Vergegenwärtigung eines geschichtlich abgesunkenen Ereignisses – und dessen Reproduktion. Sich in eine Tradition eingebunden fühlen, bedeutet, in einem Gesamtzusammenhang zu stehen, der den einzelnen Menschen übersteigt – zeitlich sowohl nach hinten wie nach vorne.¹⁰ Da wir als individuelle Menschen alles, was uns begegnet, auch wieder in gewisser Weise „vor uns bringen“ können, also außerhalb unserer selbst stellen können, können wir uns auch von fast allem distanzieren. Das gilt auch für Traditionen, und dieses Moment, dass wir fast nie ganz ohne eigene Brücke in einer Tradition stehen, treibt die Traditionen selbst wieder weiter. Mein knapper Vortrag hier gilt ja der Frage der Zukunft.

Vielleicht wird man mir halbwegs zugestehen, dass wir die Vergangenheit insgesamt heute kaum als normative Größe für unsere Gegenwart betrachten – wobei man in Deutschland immerhin im Blick auf die Zeit des Nationalsozialismus und dessen Erbe eine besondere Ausnahme machen muss, insbesondere was das Gedenken an die Shoa betrifft. Dass aber die Zukunft unbedeutend sei, wird man schon schlichtweg deshalb nicht sagen können, weil unser derzeitiges politisches Kernthema der Klimawandel zu sein scheint. Zwar klaffen politischer Diskurs und politische Umsetzung bei den Klimaschutzmaßnahmen weit auseinander, aber die perspektivische Ausrichtung scheint doch klar: Wir wissen, dass wir heute Maßnahmen ergreifen müssen, die über uns hinausreichen und vielfach erst nach unserem Leben eine mögliche, hoffentlich günstige, Wirkung entfalten.

Bei einer „Fridays for Future“-Demonstration in Hamburg vor einigen Monaten wurde ein junger Mann gefragt, weshalb er mitdemonstrierte, und seine Antwort war: Er möchte auch in 30 Jahren noch in den Alpen Ski fahren können. Lassen wir einmal beiseite, dass er vielleicht als gegenwärtiger Hamburger Alpenskifahrer nicht in jeder Hinsicht so klimafreundlich zu agieren scheint – es wirkt fast komisch, dass er den Nutzen des Klimaschutzes auf seine eigene Person bezieht. Plausibler wäre es vielleicht, wenn er gesagt hätte, er wolle, dass seine Kinder in 30 Jahren noch in den Alpen Ski fahren können. Man

10 „Traditions are ... human practices whose organizing purpose is to preserve what is valued beyond the life span of any single individual or generation. They are collaborative, multigenerational enterprises devised by human beings precisely to satisfy the deep human impulse to preserve what is valued.“ (Samuel Scheffler (2013), *Death and Afterlife*, Oxford, S. 33).

könnte ihm dann aber auch einwenden, dass wir nicht wissen, ob seine Kinder in 30 Jahren Ski fahren wollen. Seine Antwort würde vielleicht sein, dass *er* will, dass seine Kinder in 30 Jahren Ski fahren wollen. Damit wären wir dann bei dem Thema, das Samuel Scheffler besonders wichtig ist, nämlich den Wertsetzungen, die über uns und unser eigenes Leben hinausreichen.¹¹

In seinen „Tanner Lectures on Human Values“ von 2012, die unter dem recht theologisch klingenden Titel „Der Tod und das Leben danach“ auch auf Deutsch erschienen sind¹², nimmt er uns mit beim gedanklichen Ausprobieren verschiedener Szenarien. Das erste nennt er „Weltuntergangsszenario“ („doomsday scenario“¹³): Angenommen ich wüsste, dass 30 Tage nach meinem eigenen Tod die Erde durch den Einschlag eines Asteroiden komplett zerstört werden würde – wie würde dieses Wissen (nach dessen Herkunft wir jetzt nicht fragen) meine Haltung, mein Leben beeinflussen? Würde es meine Handlungsmotivationen erlahmen lassen? Scheffler denkt, dass das der Fall ist, und auch mir scheint es richtig zu sein. Menschen haben in mühsamer Kleinarbeit Waale in Südtirol oder Suonen im Wallis angelegt oder die Weinberge am Kaiserstuhl und im Markgräflerland kultiviert – nicht für sich selbst (jedenfalls *nicht nur* für sich selbst). Wir würden das bei einem solchen Wissen um ein baldiges Ende des menschlichen Lebens auf der Erde nicht mehr tun. Aber nehmen wir weniger anstrengende und langwierige Tätigkeiten, wie z. B. ein Orchesterstück einüben. Würden wir das noch tun? Ja, mehr noch, würden wir in einer solchen Situation noch gerne in die Oper gehen, wenn wir wüssten, dass es 30 Tage nach unserem Tod keine Oper mehr geben wird? Oder ins Fußballspiel? Probieren Sie solche Gedanken einfach einmal ehrlich aus. Das erste, was das Nachdenken über so ein Szenario vielleicht zeigt, ist, dass uns das irdische Nachleben nicht unwichtig ist. „It matters“, wie man auf Englisch sagt.

Ein anderes Szenario nennt Scheffler das „Unfruchtbarkeitsszenario“: Stellen wir uns vor, aus irgendeinem biologischen Grund wird die ganze Menschheit unfruchtbar, so dass wir wissen, dass wir die letzte Generation auf Erden sind. Auch das würde uns nicht unberührt lassen. Beim Weltuntergangsszenario könnte man ja noch sagen, es ginge uns um bestimmte Menschen, die nach dem Asteroideneinschlag nicht mehr weiterleben würden, weil sie dabei ums Leben kommen – gewissermaßen *vorzeitig* ums Leben kommen. Im Unfruchtbarkeitsszenario leben alle Menschen ein normal-langes Leben weiter. Es ist also offenbar nicht die Sorge um bestimmte einzelne Menschen, die uns hier Unwohlsein

11 Um Missverständnisse zu reduzieren: Es geht hier um den gewissermaßen ‚formalen‘ Aspekt des Wertsetzens, nicht um bestimmte Werte (z. B. so etwas wie nationale Identität oder Einheit eines Volkes etc.). Es geht auch um Werte wie die der Landschaft, die wir mit Mitteln des Landschaftsschutzes zu erhalten versuchen. – Auf eine besonders eindrückliche Weise hat Oliver Sacks diese Sorge um „ebene Kultur, von der man genährt und aufgezogen wurde und der man versucht hat, etwas zurückzugeben“ in seinem letzten Buch ausgedrückt, das er geschrieben hat, als er schon wusste, dass „sich der Tod nähert“ (Oliver Sacks (2019), *Alles an seinem Platz. Erste Lieben und letzte Fälle*, Hamburg, S. 266ff.).

12 Samuel Scheffler (2015), *Der Tod und das Leben danach*, Berlin.

13 Scheffler (2013), *Death and Afterlife*, S. 18.

verursacht. Scheffler zufolge zeigt uns das Beispiel, dass wir im Wertschätzen immer schon über einen einfachen Individualismus hinaus sind, so dass das Wertschätzen gerade die Praxis ist, die uns eine ganz fundamentale Verbundenheit mit anderen zeigt. (Diese anderen, das muss man vielleicht sagen, um Missverständnisse zu vermeiden, müssen keineswegs in einer biologischen Abstammungslinie liegen. Es geht Scheffler nicht um die eigenen Kinder, Enkel, Urenkel usw.)

Die Verbundenheit, auf die Scheffler aufmerksam macht, ist insbesondere eine in zeitlicher Hinsicht: Wer X heute wertschätzt, hat Gründe dafür, daran mitzuwirken, dass X auch morgen und übermorgen wertgeschätzt wird. Oder anders gesagt: Wer den Wert X in der Zukunft für unwichtig hält, hält ihn heute schon für unwichtig. Scheffler wörtlich: „Wenn wir etwas wertschätzen, dann projizieren wir uns in die Zukunft und investieren uns selbst für diese Zukunft.“¹⁴

[Vielleicht noch ein kurzer Einschub: Im angelsächsischen Raum wird schon seit einigen Jahrzehnten über die sogenannte „Population Ethics“ nachgedacht. Das ist ein im Grunde utilitaristisches Konzept, in dem man die Frage stellt, wie viele Menschen es zu bestimmten Zeitpunkten geben sollte, damit alle ein möglichst gutes Leben haben können. Da wären jetzt viele Feinheiten einzubringen, aber mir geht es um das Zeitbewusstsein, das dieser intergenerationelle Utilitarismus aufweist: Er bringt die künftigen Menschen so vor uns, als gäbe es sie gewissermaßen schon in der Gegenwart. Genau das, worum es mir hier geht, nämlich die Besonderheit des Zukünftigen *als* Zukünftigen, fällt dabei ganz raus. Population Ethics bildet einen großen Pool aus den Heutigen und den Zukünftigen und verfehlt damit die Zeitlichkeit. Man sieht auch an diesem Aspekt sehr schön, dass der Utilitarismus eben ein technizistisches Modell, Ethik zu treiben, ist, und dabei etwas ganz Wesentliches übersehen wird.]

Das sind nur Andeutungen und Anregungen, aber sie relativieren manchen Hype oder manche Mode – auch die Aufregung um Digitalisierung und Künstliche Intelligenz. Auch die Thesen um die Künstliche Intelligenz sind Ausdruck eines Technizismus und verfehlen wesentliche Dimensionen unseres menschlichen Lebens. KI kennt keine Werte, sondern nur Regeln – äußerst komplexe und im Maschinenlernen sogar modifizierbare und durch Dateninput modifizierte Regeln. KI legt auf gar nichts Wert, nicht einmal auf ihr eigenes Überleben. In der Debatte über autonome Waffensysteme wird dieser Aspekt sogar als Vorteil solcher Systeme eingebracht. Während Menschen in Gewaltsituationen versuchen, alle Mittel – häufig auch illegitime – auszuschöpfen, um sich selbst zu schützen und zu erhalten, könnte man Maschinen so programmieren, dass sie bereit sind, sich z. B. zugunsten von Zivilisten preiszugeben. Aber für die Zivilisten interessiert sich die KI genauso wenig wie für sich selbst.

Die Kritik an der Künstlichen Intelligenz, die ich hier vorbringe, ist alles andere als neu und innovativ (worauf man ja häufig wert legt – und was selbst fragwürdig ist). Sie ist

¹⁴ Ebd., S. 61.

schon vor über 40 Jahren von Joseph Weizenbaum in ähnlicher Weise formuliert worden. Weizenbaum kommt in seinem Buch über „Die Macht der Computer und die Ohnmacht der Vernunft“ von 1978 auf John McCarthy und dessen Anspruch zu sprechen, digital „jeden Aspekt der realen Welt zu simulieren“. Weizenbaum hält das für absurd und schildert eine sehr persönliche Situation:

„Als meine Kinder noch klein waren, stand ich zuweilen zusammen mit meiner Frau über das Bett gebeugt, in dem sie schliefen. Wir sprachen miteinander, ohne zu reden; es war die Wiederholung einer Szene, so alt wie die Menschheit selbst. Es ist schon so, wie Ionesco einmal seinem Tagebuch anvertraut hat: ‚Man kann vieles mit Worten ausdrücken, nur nicht die lebendige Wahrheit.‘“¹⁵

Da haben wir es wieder: Das menschliche Verbundensein in Zeit und Zeitlichkeit, synchron und diachron, ein Bogen über die Generationen hinweg.

Warum habe ich diese Thematik für den heutigen Anlass gewählt? Wir haben das Glück, dass wir an einer Universität graduiert werden, an der seit 1457 Wissenschaft getrieben wird – auch und insbesondere unser Fach, die Theologie, auch und nicht zuletzt von solchen Persönlichkeiten wie beispielsweise Johannes Eck oder Erasmus von Rotterdam (um der heiklen Auswahl von jüngeren Denkerinnen und Denkern zu entgehen). Niemand, der Wissenschaft treibt, tut dies nur für sich oder nur für seine Generation. Wissenschaft ist die paradigmatische menschliche Beschäftigung, in der wir über uns hinausgreifen. Wir forschen, damit andere in der Zukunft davon profitieren und weiterforschen. Gleiches gilt für unser Bemühen, Menschen zu bilden – in der Familie, in der Schule, an Hochschulen. Bilden ist nicht nur ein Programmieren. Wenn wir Schülerinnen und Schüler unterrichten, dann tun wir das nicht, damit sie sich regelkonform verhalten – so wie wir wollen, dass autonome Fahrzeuge verkehrsregelkonform unterwegs sind. Wir bilden Menschen, damit sie auch „unsere Werte weitertragen“ (eine etwas metaphorische Rede, aber ich komme auf keine besserer Formulierung). Menschen zu bilden ist auch mit Unsicherheiten behaftet, wie jedes Wertschätzen. Wir haben keine Gewähr dafür, dass künftige Generationen die Musik Johann Sebastian Bachs noch schätzen werden, obwohl wir unseren Kindern versuchen zu zeigen, wie wertvoll sie ist. Auch diese Offenheit gehört zum Tradieren. Um ein verschärftes Beispiel zu geben: Wir haben keine Gewähr dafür, dass künftige Generationen in diesem Land noch der Zeit des Nationalsozialismus und ihrer Opfer so gedenken, wie wir es für nötig halten. Aber wir halten es für nötig, und wir tun das Unsere, dieses Gedenken zu bewahren.

Ein letzter, wie alles Vorstehende, verknappter oder sogar verkürzter Gedanke: In der Wissenschaft und in der Bildung sind wir nie die Ersten. Es waren andere vor uns, die vorgearbeitet haben und auf deren Ergebnissen wir aufbauen können. Selbst so emphatische „Anfänger“ wie René Descartes, die ihre Lehrer verleugnen, haben doch bei den

15 Joseph Weizenbaum (2008¹⁴), *Die Macht der Computer und die Ohnmacht der Vernunft*, Frankfurt a. M., S. 267.

Alten gelernt – in Descartes' Fall z. B. bei Augustinus, dessen Schriften er wohl als Kind schon im Jesuitenkolleg in La Flèche kennengelernt hat. In der Bildung ist es genauso. Wir haben Bildung empfangen, noch bevor wir sie weitergeben. Hier und in der Wissenschaft stehen wir in einem Bogen, der über uns hinausgeht. Es ist interessant, in unserem Reflexionszusammengang Überlegungen anzustellen bezüglich des vierten Gebotes „Ehre Deinen Vater und Deine Mutter!“ Bei einigen individuellen Biographien führt dieses Gebot gewiss und arg bedauerlich zu Schwierigkeiten. Aber darum geht es in unserem Zusammenhang nicht. Worum es hier geht ist: Wenn wir dieses Gebot ausweiten auf diejenigen, von denen wir empfangen haben, dann haben wir allen Anlass, auch unseren Doktorvätern, unseren Doktormüttern und überhaupt all denen zu danken, die sich mit uns an dieser Universität Mühe gegeben haben. Dank ist eine Haltung, und dass wir Haltungen haben können, unterscheidet uns ebenfalls von technischen Systemen. Kein Roboter ist seinem Programmierer dankbar, selbst dann nicht, wenn er programmierte Laute des Dankes ausspricht. Umgekehrt haben wir keinen Grund, einem Roboter dankbar zu sein, selbst wenn er uns die ganze Wikipedia vorliest. Wenn uns der Humanismus eines Goethe, mit dem ich begonnen habe, eines Erasmus, eines Husserl, ja wenn uns Werte wie das Hören von Musik und Haltungen wie die des Dankes etwas bedeuten, dann müssen wir sie selbst in die Zukunft tragen. Das wird keine noch so ausgetüftelte Künstliche Intelligenz für uns übernehmen können.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.